

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

99 (29.4.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Lebten die ersten Menschen im Paradies?

Von Eugen Hornung

Die landläufige Auffassung geht dahin, daß das Paradies am Anfang der Welt stand, und daß Adam und Eva als Stammvater und Stamm-Mutter darin lebten und sich um nichts zu kümmern hatten, als sich von der „Erlaubnis“ — d. h. Erkenntnis — fernzuhalten. Daß das Leben der ersten Menschen ein ganz anderes war, als uns durch die Tradition übermittelt wurde, lehrt die Wissenschaft. In einer ganz kurzen Schilderung will ich versuchen, die damaligen Verhältnisse auf der Erde darzulegen. Erstrebenswert waren diese „paradiesischen“ Zustände jedoch keineswegs.

Als 300 Jahre vor Christus, zur Zeit Alexanders des Großen, die kühnen Phönizier, die ersten Seefahrer, vom Mittelmeer aus nach den nördlichen Meeren kamen und dort auch auf die ersten Niederlassungen unserer germanischen Vorfahren stießen, vermittelten sie uns Kunde, deren Bedeutung sie natürlich nicht einschätzen vermochten.

Diese Fahrten wurden unternommen, um Bernstein zu gewinnen, der schon im ältesten Altertum, sogar in der molinischen Zeit, bekannt war, dessen Vorkommen aber lagenhaft erlag. Der Bernstein, der in großen Mengen in der Nord- und Ostsee angetrieben war, barg eine Menge anderer merkwürdiger Gebilde in sich, Insekten, Spinnen, Eidechsen, Pflanzenreste und dergleichen, die in historischer Zeit schon nicht mehr in Nord-Europa vorkamen, da sie nur in tropischen Ländern gefunden werden. Diese Bernsteinfunde — der Bernstein ist ein fossiles Harz, das von verschiedenen Pflanzenarten, besonders von pinus succinifera stammt und wahrscheinlich schon im Altertum — waren das erste Glied der Kette von Beweisen, daß Europa einst tropische Vegetation besaß; weiterhin führten blühende Schlussfolgerungen dazu, daß zur Zeit dieser tropischen Vegetation auch der Mensch entstanden sein muß.

Es sind dies freilich ungeheure Zeiträume, die sich vor unseren staunenden Augen aufrollen, denn vor der sogenannten historischen Zeit liegt noch die Diluvialzeit mit ihren 100 000 Jahren und noch vor dieser Zeit das Tertiar mit seinen verschiedenen auch wieder jahrzehntelangen Perioden. Ob in den ersten Perioden dieser Epoche der Mensch schon gelebt hat, kann mit Sicherheit nicht entschieden werden. Viele Naturforscher glauben an dessen geformten Feuersteinen (Colitonen) schon die Spur einer Behandlung durch Menschenhand zu erkennen. In der Miozänzeit aber ist das Vorhandensein des Menschen fast mit Bestimmtheit zu behaupten. Vor ungefähr 25 Jahren wurden mehrere wertvolle Funde zu Tage gefördert, so vor allem Sceletreste, die nicht mehr dem Tierreich angehören können. Daß sich der Mensch aus dem Tier entwickelt hat, ist heute eine unbestrittene Tatsache, aber man muß sich die Entwicklung nicht so denken, daß nach irgend einem Affen ein Mensch gekommen sei, sondern so, daß sich von einem bestimmten Punkt aus einer gemeinsamen Stammreihe die Affen fortentwickelt haben bis zum Orang Utang hinauf und von diesem letzten Punkt ein anderer Zweig zum Menschen hin.

Ein äußerst merkwürdiges Tier, das wohl den Scheidpunkt zwischen Mensch und Affen darstellt, ist der Kolobusaffe, ein Affe, bei dem die Entwicklung des Embryo vollkommen der menschlichen Entwicklung entspricht, was bei keinem anderen Tier der Fall ist. Freilich lüchelt die Forscher aber noch nach anderen Belegmitteln, da das immerhin der Stamm von diesem Affen zum Menschen noch allzu weit ist. Nun fand man vor ungefähr 25 Jahren in dem Bette eines Miocän-Armes in Ägypten ein kleines Gebiß, ungefähr so groß wie das eines Rühens, das als hervorragendes Entwicklungsmerkmal angesehen werden muß, da hier ganz deutlich das erste Menschengebiss auftritt. Dieses Gebiß besitzt einen kleinen Eckzahn, der für den Menschen so charakteristisch ist.

Wenn wir nun also wissen, daß der Mensch im Miozän gelebt hat, so erhebt sich eine weitere interessante Frage, wo er gelebt hat, oder vielmehr, was für Gehäuse mit ihm — im Paradies — gelebt haben, und ob die Wirklichkeit den Darstellungen auch nur im entferntesten entspricht, die große Rolle uns vom Paradies gebend, wo sie ein vollkommen schönes Menschenpaar inmitten eines herrlichen Gartens und flüchtiger Tiere stellen. Die Tiere, die im sogenannten Paradiesgarten lebten, entsprechen nur ganz selten unseren heutigen wissenschaftlichen Vorstellungen und nur einige wenige Nachzügler, die auch im Aussterben begriffen sind, wie Elefant, Giraffe, Nashorn, Rhinoceros geben uns ein Bild von den Tieren der Urzeit.

Über die Tiere sind wir weit besser informiert, als über die Menschen, denn ganze Reichenfelder, besonders in Amerika, zeigen uns die Skelette solcher Tiere und ihre Entwicklungslinien. Damals lebten noch riesenhafte Ungeheuer, Riesentrollen und Ries-

vögel, wie die Saurier (Riesenechsen), Sauronanen (Riesenschlangen), Sauronobergier (Schmandrachen), Saurunen (Vögel mit Schwanz, Fähen und Krallen). Über allen diesen Kolossen siegte die neue Tierklasse — die Säugetiere — kraft ihres entwicklungs-fähigen Gehirns, wie auch der Mensch durch sein Gehirn der Herr der Welt wurde.

Alle diese Geschöpfe und noch viele andere mußten vom Erdboden verschwinden, weil sie für den Kampf um sein Dasein nicht genügend oder unrationell ausgerüstet waren. Der Mensch bekämpfte diese Tiere und verwandte von seiner Jagdbeute, was ihm irgendwie für sein primitives Leben zweckmäßig und gebrauchsfähig erschien. So nahm er beispielsweise von dem Kleingürteltier, das wie ein Mädelmagen durch die Steppen wanderte, dessen Riesenschale als Behausung, wie das Dach eines Zeltes.

So führte der Mensch dieser Zeit, dessen Gestalt und Aussehen wir nicht kennen, einen erbitterten Kampf um sein Dasein. Nach alledem können wir schließen, daß dieses Leben nichts weniger als paradiesisch war. Sein Leben war Kampf und Arbeit; wenn aber Kampf und Arbeit in alten Zeiten aufgesetzt werden, als ob sie der Menschheit als Fluch und zur Strafe für das unerlaubte Suchen nach Erkenntnis auferlegt seien, so müssen wir mit unserer modernen Weltanschauung sagen: Durch die Erkenntnis, durch den Kampf und durch die Arbeit steigt der Mensch empor und je höher er steigt, desto näher steht er der Erfüllung, den Paradiesgarten auf Erden zu schaffen.

Heute abend „spricht“ . . . !

Wer reden will, muß sprechen können! Immer noch steht das ge-prochene Wort vor dem geschriebenen. Wir sind durch Verbuch-stattung und Verchristung zu Sklaven geworden! Auch haben wir uns durch das viele Schreiben und Drucken des Kluges entzündet! Es ist falsch zu sagen: „Schreib so wie du sprichst!“, „Sprich so, wie du schreibst!“, denn Tonhöhe und Tonstärke, Klangfärbung und Zeit-maß läßt sich nicht im Schriftbild festhalten! Laßt man nur einmal einen Diktanten und Seziermeister, einen Köhler und einen Mäntler ein- und denselben Text vorlesen! Man wird dabei sein blaues Wunder erleben!

Das Fundament des Sprechorgans ist die richtige Atemfü-h-rung. Der Atemorganismus ist folgender: Einatmen durch die Nase, Festhalten des Atems und Ausatmen durch Mund und Nase, wobei beim Sprechen nur das Schöpfen bewußte Tätigkeitsfeld ist. Tonstärke, Tonhöhe, Tonfärbung und Zeitmaß geben dem Gehörten erst den richtigen Sinn und die richtige Wirkung. Durch lautes Vorlesen kann man diese geforderten Eigenschaften erlernen.

Das Was einer Rede vom Sprecher in Klarheit vor Augen liegen, ehe er an das Wort herantritt, ist die Rede der Redner den Stoff beherrscht, um so besser spricht er zu den Lesenden und macht einen Eindruck auf sie! Wichtig beim Reden ist die Sammlung, Gliederung und Auslese, das Einhalten der ungeschicklichen Redeweise und die Sammlung des Stoffes nach den wichtigsten Punkten.

Die rednerische Einleitung ist wie eine „geistige Beidustarie“! Sie hat fürs und laßt sich so sein, da sie beim Eintritt in das Haupt-thema Klarheit schafft und Vertrauen erweckt! Da durch die Rede der Kontakt zwischen Hörer und Redner geschlossen sein wird, er-geben sich die Schlussworte nicht wieder in ruhiger Höflichkeit wie zu Beginn der Rede, sondern in Herzlichkeit, in einem Gefühlston, der sich nicht mehr an das Wort, sondern an das Herz, zumindest an die lebendige Vorstellungskraft wendet! Nicht alles in einer Rede sagen wollen, so daß man am Ende ausgepumpt ist! Denn, wenn sich eine Diskussion entwickeln sollte, hat der Redner alles schon ge-sagt, hat nichts mehr zu sagen, nur zu wiederholen! Das erniedert die Hörer!

Doch auch nichts schlimmer als jene Reden, die plötzlich zu Ende sind, ohne daß man weiß, warum und wie. Nichts schlimmer aber auch als jene Reden, die keinen Schluss finden können oder die einen Schluss an den anderen stellen, ohne zum Ende zu kommen. Ist das Wort „Schluß“ ausgesprochen, so ist dies ein Zeichen für be-ginnende Unruhe, Räuspern oder Husten, für Stuhlbrücken und Ge-dankenflucht nach der Kleiderablage. Dasselbe gilt auch für die kleinste Mittelstellung, für den kürzesten Trinkspruch.

Der sonst schweigsame Junggeselle Gottfried Keller klopfte beim Amtsjubiläum eines Zürcher Geistlichen ans Glas, um ein paar Worte zu sprechen. Er führte aus: „Meine Herren! Es gibt Theo-logen, die sich einbilden, mehr zu wissen als der liebe Gott! Gott sei Dank zählt unser heutiger Jubilar nicht zu dieser Sorte. Und darum erbehe ich mein Glas und trinke auf sein Wohl!“ Kürze, Spannung, Liebertrauen und logische Klarheit finden wir einzeln darin. Es ist die Erfüllung des alten Mahnmotives:

„Tritt fest auf! — Tu's Maul auf! — Hör bald auf!“
Der Redner, der auf Wirkung bedacht ist, hat sich genau über die geistige Zusammenlegung seiner Hörerschaft zu informieren. Ge-

meint ist damit das Maß der Fassungskraft und der Bildungsgrad, die Temperaments- und Charakteranlage. Ein beifälliger Unterchied ist auch, ob man vor Stadt- oder Landbevölkerung spricht!

Die praktischen Forderungen aus Sioffgliederung und Stoffaus-lese, bestimmt durch die Faktoren von Zeit, Raum und Hörerschaft, sind notwendiger Freiwerden von Tinte und Schreibstil! Man wird frei werden; sich auf einen weniger umfangreichen Werkstoff, den leistungsfähigeren Demagogen kann man vernünftiger Leute eher nicht heraufholen! Vor solchen Leuten aber seien wir auf der Hut!

Mit dem Wahlpruch eines Redners: „Die Sache will es“ wird auch das berichtigte Kammerflüsterer schweben! Er wird nicht dort herein sich nicht überführen, sondern unter allen Umständen lang-sam reden. Dinge, die den Einfall von Inhalt und Form der Rede den empfindlich fördern, sind: Eintöniges Hin- und Herwanken, Un-klarheit und Unklarheit, spielen mit der Unkenntnis, händiges Kopfrütteln, Fünf-Finger-Angriffe auf den Haarschopf! Zur Unterbrechung des Wortes ist eine nachfolgende betonte Gebärde, Miene oder Körper-stellung Salbung angebracht. Aber kein Überstreben, was wieder zu-nehmen würde.

Beim Redner kommt es auch sehr viel auf seine Person, sein Aus-sehen — auf Neugierigkeiten an. So kann eine geistliche Kramatse die Aufmerksamkeit der Hörer verberberend fördern. Zusammenfassend kann man sagen: Eine Rede hat Ausdruck der Persönlichkeit zu sein! Damit ist verlangt, daß der Sprecher stets mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehe und nicht mit flüchtigen Phrasen, aufgeregt hinter nebelhaften Fingerringeln herjage!

Staatskapellmeister Alfred Lorenz

Man hat draußen im Krematorium das was vorganglich war von Alfred Lorenz den Klammern übergeben. Sein Wunsch war es, daß es in aller Stille geschähe. Der Künstler Lorenz war ein heidnisch-er Mensch. Er unterschied sich darin von vielen seiner Kollegen. Es ist gewiß nicht in seinem Sinne, wenn man in Lobes-epitheten nun seiner gedenkt. Lorenz freute sich, daß er Mitgestalt einer großen musikalischen Epoche sein durfte. Es war ihm ver-gnügt von Jahr zu Jahr ein Werk wählen zu sehen und bei dessen Ausbau durfte Lorenz selbst Quader einbringen. Eine Arbeit solcher Art bietet einem Künstler höchste Befriedigung. Die Vielheit der dabei eingehenden, die selbst von den Tagelöhnen laut gerufen werden, ermöglichte es Lorenz, überall wo er fand, Meister zu sein. Es war gleichgültig ob vor ihm eine Verbi-Variation am Pult aus-gelassen lag, oder ob es Tristan war, er führte das Werk jemals herzlich hinaus, seine Deutung zeigte immer von tiefer Kenntnis. Dieses Erfassen des Stoffes gab ihm auch das Rüstzeug zu einem ausgeprägten Lehramt. Seine Unterrichtsarbeiten balancierten nicht auf trockenem Formalismus. Lorenz trug viel lebendiges Wissen mit sich herum. Still ist er aus unserer Mitte gegangen. Das ist ein leerer Raum, daß seine Werke weiterleben, das wird wohl nie die Stille, der er keine Lebensarbeit widmete, beweisen, indem sie in seinem Gedächtnis eines seiner Werke zur Aufführung bringt.

Konzert Viertrakt Barlaam. Zu einer erbebenden und weichen vollen Gedächtnisfeier für die Gefallenen des Weltkrieges geführte sich das Konzert, das der Gesangsverein „Viertrakt“ Karlsruhe im Doxanden in der ausseraußen Festhalle zu gunsten des Fonds für das projektierte Gefallenendenkmal veranstaltet hatte. Einzelne wurde das Konzert mit dem Vargo von Georg Friedrich Händel, in dem die Kontraltistin Marika Bler, verständnisvoll und unterstützt von Herrn Hermann Müller (Violone) und Herrn Seifried Petri (Klavier) von ihrem Können überaus. Die Sänger unter der ausgezeichneten Leitung des Chormeisters Franz Müller er eine künstlerisch höchst beachtenswerte Leistung. Der Dramaturg Otto Klenke hat feingearbeitete die Wirkung des ersten Programmteiles, indem er Gedichte sehr eindrucksvoll vor-trug, die erleuchtete Ergebnisse aus dem Kriege aufreißend ließen. Den Höhepunkt des Herrn Franz Müller geschäft aus-gebauten Programms bildete eine Kantate von dem Karlsruher Komponisten Ludwig Baumann, ein von Irdischer Unruhe und Religiosität erfülltes Werk, in dem sich die Leistungen des Müller und Schiller'sches, der Solistin Marika Bler, Hermann Müller (der sich als guter Harmoniumspieler erweist), Dietrich Petri und des Dirigenten Franz Müller zu wirkungsvollem Ein-klang zusammenfanden.

Der Herr des Hafens

Roman von Norbert Jacques.

Copyright by Carl Dunter Verlag, Berlin W. 62, Reithstraße 5. 14) (Nachdruck verboten.)

Der Athlet begann in höchster Raserei von einem Bein auf das andere zu treten, begann die Ellbogen an sich zu drücken und sich mit der einen Faust die andere niederzupressen. Seine ganze Haltung drückte nichts anderes aus wie die leidenschaftliche Bitte: „Haltet mich fest, sonst hau' ich ihm den Schädel ein!“

Aber weder das letztere noch das erstere geschah, sondern etwas anderes, etwas sehr Unerwartetes . . .

Die Augen aller lösten sich mit einmal von dem Athleten und folgten einem Mädchenkopf, der jenseits der Haufen von verschla-genen Fässern und Kisten, die auf der einen freien Seite den Platz gegen die Straße abtrennten, über diesem Wall gerade noch sicht-bar, vorbeiging.

Es war ein struppiger Mädchenkopf von braunen Haaren, die kurz geschritten im Wind flatterten.

Auch die Augen des Athleten wandten sich der Erscheinung zu. Dann stieß er zwischen den Zähnen einen Pfiff aus und nun lagen sie, wie der Mädchenkopf jenseits plötzlich nicht mehr weitergina. Sich befinnend blickte er einige Augenblicke an derselben Stelle, dann verschwand er und alsbald trat das Mädchen selber in den Platz herein.

Es war ein schmachtiges junges Ding, in einem dunkelblauen Kalkkleidchen. Behutsam näherte es sich.

„Du?“ lächelte der Athlet.

Das Mädchen schien von dem Anruf noch schmachtiger zu werden. Es blieb stehen, schaute gepeniat und mit ängstlicher Er-wartung in den Augen auf den Pfeifer und dieser trat mit einem heftigen Schritt auf es zu. „Wo ist der Schnaps?“ rief er ihm ins Gesicht und sog die Arme nach hinten.

Das Mädchen suchte mit der Schulter. „Es ging diesmal nicht!“ sagte es leise und angstvoll.

Da stieß der Athlet es roh in die Brust. Wie ein dumpfer Trommelschlag klang es unter der Faust. Ja, dieser Klang und diese Bewegung waren den Kumpanen etwas Vertrautes, ver-trauter, als was sie gerade erlebt hatten. Sie kamen daran zu

sich und warteten nun darauf, daß auch die andere Sache ihren gewohnten Verlauf nehme.

„Aber wenn es doch nicht ging!“ heulte das Mädchen.

„Ach was! Was! nicht ging! Es hat zu sein, sag' ich dir! Wenn it las!“ Und damit es sich dieses Axiom merken sollte, bekam es zugleich mit der flachen Hand eine Ohrfeige, die auf der Bade-klang und diese, zuvor blaß, jetzt schnell sich rötend zurückließ.

Vietjen Verlorenloot trat langsam und bedächtig zwischen den Athleten und das Mädchen. „Doch mal.“ wandte er sich an den ersten, „wo warste ein'lich, wie die Kumpanen von die Polizei uns in der Nacht in ihr'n Palast estorkierten? Ich hab' dich nicht gesehen.“

„Wenn dat dir etwas ange'n sollte.“ fauchte der Athlet, „was soll wohl die Polizei mit mich zu tun haben?“

„Ich will dir wat sagen“, entgegnete nun Vietjen und ließ wieder die beiden Augen auf den anderen los, „und dat kannst wohl gebrauchen, wat ich jetzt sag'. Für so'n ausländigen, ehrliehen Menschen wie ich is doch kein Platz zwischen uns . . . das is doch richtig und merke dir dat.“

„Wa . . . at heißt . . .“ stammelte der Athlet unsicher.

„Dat de gehn sollst. In ein andres Stadtteil, wo die anständigen Menschen wohnen, mit denen die Polizei nichts zu tun hat.“ Das schrie Vietjen ihm ins Gesicht, indem er auf den kleinen diemen Reinken die Kugel seines Blankes drohend gegen ihn anstimmte!

Vor diesen Begebenheiten vermochten die Kumpane sich kaum zu fassen. Das ging gegen die Naturgesetze. Schauer liefen ihnen über die Haut, wie bei Vorgängen, die der Menschenerstand nicht erlassen konnte. Ihre Augen karrten blöde das Schauspiel an.

Der Athlet bis in Wut die Kiefer aufeinander. Dann hieb er dem Mädchen seine Hand wie einen Entenbaken in die Schulter und schleppte es mit sich zum Ausgang des Flakes.

Vietjen sagte nichts mehr. Aber an dem Ball der Fässer und Kisten angekommen, drehte sich der Athlet um und brüllte: „Al-seh dir wieder!“

Dann waren die beiden weg.

Und nun begann es zwischen den Kumpanen: „Haste gesehen?“ und „Is dat möglich?“ und „Wie ging dat nur?“ und „Is dat nu wirklich so?“

In einem schmatzenden Durcheinander schüttelten sie die Federn ihres Staumens. Dann gerieten sie ins Erzählen, buchten alle die Kopfmitte, Fußtritte, Magenfüße nach, die sie in der Reiterungszeit des Athleten sich hatten aufschreiben dürfen . . . all die Dinge, die sie für ihn hatten drehen müssen, damit sein Adam unter

Fleisch und Feuerwasser blieb, während er seine Haut in Sicher-heit hielt.

„Dat hab' ich ja gleich gemerkt, daß dat so einer ist.“ lachte Vietjen.

„Du it.“ nahm Emme Benne ab, „hab ja gleich gesagt: So, der Captain von die „Bonomanus!““

Und Vietjen Verlorenloot war in dieser Stunde ein Zauberer und der Herr des Hafens hinter Schuppen 1 bis 54 geworden, und die Brüder ihr Reich abseits der Gesellschaft der Menschen führten.

Durch den Verdacht, wegen Geldes gemordet zu haben, war Vietjen aus seiner gesellschaftlichen Ordnung herausgestoßen worden. Daß niemand von denen, die an dieser Nacht die Schuldigen waren, ihm half, das bedröhte Untier des Verdachts von ihm wegzuscheren und es zu erschlagen, ein für allemal, hatte die Würde des Dolmetsches dieses gutmütigen und übrigen Mannes bloßgelegt.

So hieb er bei denen, die selber ihre Würde nichts hatten anwachsen lassen wie in der Gotteslust, die zwischen Worten und Abend und Abend und Morgen schwebte.

Ja, so tauchte er, der Kapitän des „Buenaventura“, der jahr-zehntelang zwischen dem Karibischen Meer und seinem Heimat-hafen von der höchsten Stelle seines Schiffes aus mit bronzenen Stimme geböhlen hatte, hier im Hafen zwischen denen unter, die sich Sonne, Wind und Regen dem Tag und der Nacht gleich mach-ten und kein Hoch und Niedrig gab, tauchte er unter, hinabset-zen von der halbschmügenden Rechtslosigkeit, mit der man es unter-nommen hatte, seinen Namen zu verteidigen.

Hier, wo dem lieben Gott ohne Gefahr und Strafe die Tage und Monate gestohlen werden durften, flogen die Zabrassenen in wirbelndem Beresen dahin, nicht wichtiger, nicht vermeintlicher, nicht mehr Spuren hinterlassend als der Sand, den der Wind aufwirbeln ließ. Und es wurden Jahre, ohne daß Vietjen Verlorenloot die Notwendigkeit empfand, sie sich anzumerken.

Denn es blieben keine Meilensteine in diesem Fluß der Zeit hinter dem Weg stehen, an denen Entfernungen abzumessen ge-wesen wären, sondern ein Tag folgte dem andern, wie ein Wellen-lauf, ewig sich erneuernde Verdingung des vorausgegangenen.

Nur etwas sagte aus dieser ewig gleichen Flut, wie ein Wellen-brecher: Das waren Gedanken an die Stunde und die Gelegen-heit, die Verlorenloot wieder einstecken würde in seine alte Ordnung, der er ansehbere, bevor die Menschen sich an seinem Gemüt ver-griffen hatten.

(Fortsetzung folgt.)